

Textkritik und Occams Klinge.

Ein Text ist ein Ausdruck, dessen Absicht es ist, Eindruck zu machen. Und um Eindruck machen zu koennen, muss, seit der Erfindung des Buchdrucks, der Text gedruckt sein. Nur die wenigsten Texte werden gedruckt, weil zwischen Text und Druckerei Siebe, (Kritiker, Zensoren, kurz: Verleger), eingeschaltet sind, welche den meisten Texten den Weg in die Druckerei verlegen. Der riesige Schwall von gedruckten Texten ist nichts als die Spitze eines aus amputierten Texten gebauten Eisbergs. Aus Ausdrucken, die von der Guillotine des Verlegers abgehackt wurden, weil sie auf das zensurierende Sieb einen schlechten Eindruck machten. Es ist ihnen nicht gelungen, durch die Loecher in den Sieben, durch die Kriterien, durchzuschluepfen, und sich das Leben zu retten. "Einen schlechten Eindruck machen" heisst demnach in diesem Fall, (und vielleicht in ueberhaupt allen Faellen), den Kriterien des Beeindruckten nicht entsprechen. Was selbstredend die Frage nach den zensurierenden Kriterien, nach der Bauart der guillotiniierenden Siebe aufwirft, welche den Weg zu den Druckereien verlegen.

Die Verleger sind, in der gegenwaertigen Lage, noch nicht Automaten. Ihre Kriterien, (die Loecher in den Sieben), sind noch nicht im Vorhinein auskalkuliert, komputiert, kurz in sie hineinprogrammiert worden. Die Verleger sind noch immer elastisch genug, ihre Kriterien einigen sie ergreifen wollenden Texten anzupassen. Es gibt noch immer Dialoge zwischen Texten und Verlegern, und diese Dialoge koennen noch immer die Verlegerkriterien aendern. (Uebrigens kann der Elastizitaetsgrad der Verleger als ein Massstab fuer die in einer gegebenen Gesellschaft vorhandenen Freiheit angewandt werden.) Aber der Dialog zwischen den Texten und den Verlegern veraendert nicht nur die Verleger. Er veraendert auch die Texte. Das ist ja das Wesen des Dialogs, dass darin der Beteiligte zum andern seines andern wird, und sich veraendert, indem er den anderen aendert. Die gedruckten Texte sind nicht nur Texte, welche den Verleger gaendert, (ergriffen, beeindruckt), haben. Sondern es sind auch Texte, welche vom Verleger geaendert, (aufgegriffen, beeindruckt), wurden. Die gedruckten Texte sind die Folgen eines Haendedrucks zwischen ihrem Schreiber und ihrem Verleger, und sie tragen die Spuren beider Haende. Die Hand des Schreibers ist bei ihnen von der Hand des Verlegers aufgegriffen worden. Dieser Haendedruck ist eine der ergreifendsten Gesten, denn sie ist zugleich eine der oeffentlichsten und der intimsten.

Der gedruckte Text steht demnach, im Gegensatz zum ungedruckten, unter einem doppelten Druck: er ist vom Ausdruck des Schreibers und vom Gegendruck des Verlegers geladen. Er ist ein geballter Text, und er soll, nach der Absicht sowohl des Schreibers wie des Verlegers, wie eine geballte Faust in seine kuenftigen Leser dringen. Er soll, wie man unbedacht sagt, ohne sich der diesem Bergiff innewohnenden Dynamik bewusst zu sein, "informieren". Aber "informieren" heisst doch wohl: eine Form in etwas druecken, das diesem Druck Widerstand leistet? Bei gedruckten Texten haben sich Schreiber und Verleger dialogisch verschworen, Leser zu informieren, auf sie einen Eindruck zu machen. Also: zuerst Ausdruck des Schreibers, dann Gegendruck des Verlegers, dann Druck der Druckerei, und schliesslich Eindruck auf Leser.

Es laesst sich allerdings fragen ob, angesichts der uns verschlingenden Inflation von gedruckten Texten, diese gutenbergsche Dynamik nicht daran ist, in Leerlauf zu verfallen. Die Wellen von Drucksachen, die uns taeglich ins Haus geliefert werden, und die Baaetterurwaelder, in denen wir uns bei Besuch von Buchhandlungen verlieren, sind doch wohl nicht geballte Faeuste, bei denen sich Schreiber und Verleger verschworen haben, uns zu informieren? Es sind doch wohl eher chloroformierte Wattebaeusche, die von Verlegern hergestellt wurden, um uns zu anaesthesieren, und zwar von Verlegern, die sich dabei fuer diesen Zweck geeigneter Schreiber bedienen? Man druckt doch gegenwaertig meist, um zu betaeuben, und Verleger und Schreiber sind doch wohl meist nur noch Funktionaere dieses Betaeubungsbetriebes? Funktionaere, die in absehbarer Zukunft von automatischen Apparaten ersetzt werden koennen: die Verleger von automatisch geeichten Zensoren, die Schreiber von word processors? Bis schliesslich das Alphabet als ueberholter Code aufgegeben sein wird, (wie etwa die Knotencoden der Inkas aufgegeben wurden), und bis nur noch programmierte toenende Bilder die Gesellschaft informieren, (das heisst: betaeuben) werden? Es laesst sich, mit anderen Worten, fragen, ob das Schreiben, Verlegen, Drucken und Lesen von Texten angesichts zuerst der Textinflation, und dann der sogenannten "informatischen Revolution" noch einen Sinn hat.

Was hier zur Frage steht, ist das Ballen von Faeusten, die durch die anaesthetisierenden Wattebaeusche durchdringen koennten. Es geht um eine aesthetische Frage. "Aisthestai" heisst "wahrnehmen", und zur Frage steht, ob gegenwaertig und in Zukunft noch informieren-wollende Texte wahrgenommen werden koennen. Ob es fuer Schreiber und Verleger noch moeglich ist, sich gegen den immer automatischer werdenden Betaeubungsbetrieb zu verschwoeren. Und diese Verschwoerung gegen die Betaeubung und zugunsten von Information, diese Ballung der Texte, damit sie aus der gutenbergschen in die elektromagnetische Epoche hinueberschlagen koennen, ist im Grunde die Strategie, die wir aus Occams Klinge kennen. Nur jene Texte haben Aussicht, hinueberzudringen, die sich dieser Klinge unterwerfen. Je geballter ein Text, desto wahrnehmbarer ist er inmitten der Wattebaeusche der software.

Bekanntlich lautet Occams Klinge : "entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem" = man soll nicht unnoetigerweise die Sachen vermehren. Die Klinge ist ein Instrument zum Wegschneiden von Unnoetigem, oder, wie man wohl jetzt sagt, von Redundantem. Der Gegendruck des Verlegers gegen den Ausdruck des Schreibers ist ein Schwingen von Occams Klinge. Das ist der Unterschied zwischen ungedruckten und gedruckten Texten: die ersten sind guillotiniert, die zweiten erfochten. Die Guillotine der Verleger hat sich gegenwaertig als inoperativ erwiesen. Trotz dem Gemetzel unter den Texten sind wir von ihnen ueberflutet. Wahrscheinlich weil die Verlegerkriterien, die Loecher in ihren Sieben, inadaequat sind. Hingegen erlaubt das Fechten gegen die Texte mit Occams Klinge, neue und adaequatere Verlegerkriterien aufzustellen. Kurz gesagt diese: je geballter ein Text, desto wahrer, besser und schoener. Diese Kriterien sind fuer die Gegenwart adaequat, denn sie sind "informatisch". Denn sie besagen: ein Text ist desto informativer, je weniger er redundant ist.

Je kuerzer ein Text, desto wahrer. Denn alles Unnoetige ist unwahr. Einsteins Gleichungen sind wahrer als die newtonschen, weil sie die Gramme aussparen, und sich mit den Zentimetern und den Sekunden begnuegen. Je kuerzer ein Text, desto besser. Denn alles Unnoetige ist ungut. Kurze Gesetze, Vorschriften und Gebrauchsanweisungen sind besser als lange, weil sie leichter zu befolgende Verhaltensmodelle bieten. Je kuerzer ein Text desto schoener. Denn alles Unnoetige ist unschoen. Ein schoener Text ist ein Erlebnismodell, und je geballter er ist, desto staerker ist das von ihm modellierte Erlebnis. Es sieht also aus, als ob nichts einfacher, (und daher automatisierbarer), waere als das Verlegen von Texten. Sie sind auf ein unvermeidliches Minimum zu kuerzen. Und Textkritik scheint zu lauten: nur minimale Texte haben Aussicht, die gegenwaertig ausbrechende "informatische Revolution" zu ueberdauern. Leider ist die Sache nicht ganz so einfach. Denn es gibt einen kritischen Punkt, von dem ab jedes weitere Anwenden von Occams Klinge den Text kastriert, statt ihn zu beschneiden. Um dies informatisch zu sagen: je mehr Redundanzen ausgemerzt werden, desto informativer wird der Text, bis ein kritischer Punkt erreicht wird, von dem ab nur noch Geraeusche, und keine Informationen mehr, wahrgenommen werden. Es geht, beim dialogischen Gefecht zwischen Schreiber und Verleger, um das Herausfinden dieses kritischen Punktes. Gibt es Kriterien, die uns diesen kritischen Punkt feststellen lassen?

Texte sind Diskurse. Es fliessen in ihnen Buchstaben, (und andere Schriftzeichen), zeilenfoermig einem Schlusspunkt entgegen, und ueber diesen Schlusspunkt hinaus einem Leser entgegen. Wenn die Klinge Occams diesen Diskurs zerhackt, dann kann ihn der Leser nicht mehr empfangen, (entziffern). Das heisst: je kuerzer ein Text, desto schwerer entzifferbarer, und vom kritischen Punkt ab wird er unentzifferbar, unlesbar. Das Gefecht zwischen Schreiber und Verleger hat die Schwierigkeit des Lesens auf ihre Spitze zu treiben, und an dieser Spitze einzuhalten. Es hat die hoechst moeglichen Anforderungen an den Leser zu stellen, ohne ihn zu ueberfordern. Das Kriterium aller Kuerzungen ist die Lesefaehigkeit des Lesers.

Texte muessen fliessen. Die geballten Buchstaben, Worte, Saetze und Absaetze muessen lueckenlos aufeinander folgen. Die Partikeln der Texte muessen in eine Wellenstruktur eingebaut werden. Es geht um Rhythmus. Und zwar um einander ueberlagernde Ebenen von Rhythmen, wobei jede einzelne Ebene nach ihrem eigenen Rhythmus schwingt, und dabei doch alle zusammenschwingen. Die Texte muessen "stimmen". Die Buchstaben-, Wort-, Satz-, und Absatzebenen muessen zusammenstimmen. Eine einheitliche Stimmung muss auf der musikalischen, der lexischen, der semantischen und der logischen Ebene des Textes schwingen. Nur wenn der Text stimmt naemlich, kann er den Leser in Atem halten, ihn entweder zustimmen oder nicht zustimmen lassen, ihn in Sympathie oder Antipathie schwingen lassen. Occams Klinge muss ihre Ballungen in die Stimmung des Textdiskurses einbaun, soll der Text Leser informieren. Es geht also nicht nur um ein Zerschneiden und Abschneiden, sondern auch um ein Kleben und Zusammenleben. Schreiber und Verleger fechten, um aus ihrem Gefecht ein Collage zu machen. Und der Leser soll dem Text nicht ansehen, dass er ein Collage ist.

Texte sollen stimmen. Es gibt zwei Arten von Stimmungen, von Rhythmen. Bei der einen folgen die Wellen des Diskurses eine aus der andern. Bei der anderen ueberschlagen sich die Wellen und schaeumen. Man kann die zweite Art von Rhythmus die synkopische nennen. Ein Text ist synkopisch, wenn er sich selbst immer wieder widerspricht, und dabei doch lueckenlos voranfließt. So ein Text erfasst den Leser, weil er gegen seinen Herzschlag angeht, ihn zu Widerspruch reizt und ihn daher wider Willen mitreisst. Er ist dann tatsaechlich jene geballte Faust, die durch die anaesthesierenden Medien durchbricht, um zu informieren. Der innere Widerspruch im Text, seine synkopische Gewalt, ist eine Folge des aeusseren Widerspruchs zwischen Schreiber und Verleger. Wahre, gute und schoene Texte, das heisst geballte und doch fliessende, lueckenlose und doch widerspruchsvolle, sind Werk des schoepferischen Dialogs zwischen Schreiber und Verleger. Sie berechtigen zur Hoffnung, dass nicht alle Texte dem emportauchenden Universum der technischen Bilder zum Opfer werden.

Zwei ergaenzende Bemerkungen sind geboten. Ich habe im vorangegangenen Text keinen Unterschied zwischen Verleger und Textkritik gemacht, weil ich der Meinung bin, dass angesichts der moerderischen und schoepferischen Gewalt der Verleger alle nachtraeglichen Kritiken an Gedrucktem vernachlaessigt werden koennen. Vor der Erfindung des Buchdrucks gab es maechtige Kritiker, zum Beispiel die Kirche. Gegenwaertig sind aus diesen maechtigen Kritikern graue Eminenzen geworden, zum Beispiel oekonomische und politische Maechte, welche die vor den Druckmaschinen stehenden Verleger manipulieren. Aber man kann ihrer nur, meiner Meinung nach, durch die Verleger hindurch ansichtig werden. Und dann erweisen sie sich als automatische Wattebaeusche. Wenn es also gegenwaertig um Textkritik geht, geht es um Verleger.

Zweitens habe ich im vorangegangenen Text nicht von der Moeglichkeit gesprochen, dass der Schreiber den Verleger vorwegnimmt. Dass es dem Schreiber moeglich ist, aus der aeusseren Kritik des Verlegers Selbstkritik zu machen. Aus dem aeusseren Dialog einen innern. Dass es dem Schreiber moeglich ist, von sich selbst Abstand zu nehmen, und sich selbst zu zensurieren, (zu ballen und dann zusammenzukleben). Kurz: dass es fuer den Schreiber moeglich ist, druckreif zu schreiben. Ich tat dies nicht, weil ich der Meinung bin, dass wir dazu neigen, die Autonomie des Schreibers zu ueberschaetzen, und den auf ihn ausgeuebten Gegendruck zu unterschaeetzen. Denn wir sind noch immer vom Mythos des in Einsamkeit schaffenden Autors geblendet. Niemand schreibt fuer sich, sondern immer fuer und gegen andere, und der andere ist immer in erster Linie der Verleger.

Ich moechte nun zusammenfassen: Angesichts der Textinflation, und der "informatischen Revolution", ist das Schreiben von Texten scheinbar ein verlorenes Unterfangen. Aber es koennen, dank einem Dialog zwischen Schreiber und Verleger, Texte hergestellt werden, welche trotz all dem Leser informieren. Wahre, gute und schoene Texte. Die Methode eines solchen schoepferischen Dialogs ist Textkritik bei Anwendung von Occams Klinge. Ich hoffe, diese "synkopische" Behauptung wird bei einigen Lesern auf Widerspruch stossen.